

»Sie tanzt!«

Auf einem Pferderücken durch die Landschaft fliegen, davon träumte BRIGITTE WOMAN-Autorin Ariane Heimbach, seit sie ein Teenager war.

Bei einem Pferdeflüsterer im Nordwesten Portugals hat sie den Groove im Sattel gelernt und eine neue innere Balance gefunden

FOTOS Dörthe Hagenguth



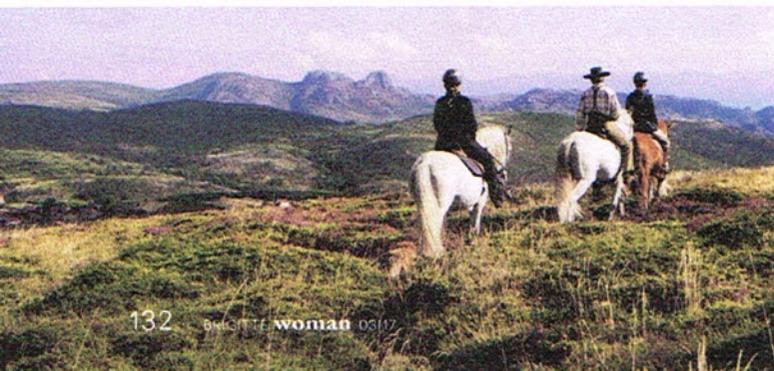
Die Sonne ist verschwunden, so schnell, wie sie aufgetaucht ist. Regenwolken jagen über die zerklüfteten Bergkuppen wie eine wild gewordene Herde. Ich stehe auf einer Wiese, und vor mir steht Joy – fast eine halbe Tonne Muskelmasse, die Ohren wachsam gestreckt, Hufe so wuchtig wie ein Vorschlaghammer. Wie begrüßt man ein Pferd? „Na Großer“, höre ich mich reden. „Ich lege jetzt das Halfter um deinen Kopf, stülpe es über dein Maul, und los geht's.“ Dabei schnalze ich mit der Zunge, wie ich es gerade gelernt habe. Und tatsächlich, es funktioniert – nur in die falsche Richtung. Mit mir im Schlepptau rennt der braune Wallach den Hang hinunter.

Zum Glück bin ich nicht allein auf dieser Koppel im Nationalpark Peneda-Gerês im Nordwesten Portugals, rund 1200 Meter über dem Meer. Pedro Alarcão, mein Reitlehrer für eine Woche, steht am Zaun und beendet meine erfolglose Annäherung an Joy, den gutmütigsten Lusitano-Mischling aus seinem Stall, indem er uns hinterhersprintet, den Strick ergreift und kurz daran ruckt, woraufhin das Tier magischerweise sofort stehen bleibt. „Du darfst niemals an dem Strick wie an einem Tau ziehen“, erklärt der Portugiese ernst. „Denn diesen Wettkampf verliert der Mensch immer.“ Schließlich sei ein Pferd so stark, dass es einen ganzen Wagen hinter sich herziehen könne. „Und jetzt gleich noch ein Versuch.“ Er lächelt. „Denk dran: Du bist die Chefin.“ Doch auch das zweite Mal klappt nicht. Joy haut erneut ab. Diesmal lasse ich den Strick sofort los und mache nicht den Fehler, mich den gefährlichen Hufen auszusetzen.



An diesem ersten Vormittag lerne ich: Wenn ich bei einem Pferd etwas erreichen will, muss ich ihm klar zeigen, was ich will. Sanftes Bitten und Verständnis für seine Launen bringen ebenso wenig wie Gewalt. Doch was ist, wenn ich mir gar nicht so sicher bin, was ich will? Denn warum soll das Tier nicht grasen, wenn es Lust dazu hat? Und warum sollte es diese schöne Weide mit dem herrlichen Ausblick auf das Tal verlassen, bloß um eine fremde Frau auf seinem Rücken zu tragen? Aber um das herauszufinden, bin ich ja hier. „Reiten lernen – wie es sich Pferde wünschen!“, lautet das Motto des Reitkurses. Ideal für Menschen wie mich, die mit der ganzen zwiespältigen und – Pedro würde sagen – entfremdeten Haltung des modernen Städters an Pferde herangehen: einerseits romantisch-sentimental, mit dem Wunsch, einen Kindheitstraum zu verwirklichen; andererseits voller Mitgefühl für das seit Jahrhunderten vom Menschen ausgebeutete Wesen, als Zugpferd, Ackergaul, Dressur- oder schlicht Prestigepferd für gelangweilte Vorstadt-Hausfrauen. Der Kurs verspricht, man könne sozusagen artgerecht reiten lernen – auf Pferden, denen es so gut geht bei ihrem Besitzer, dass sie ihm gern folgen, unter freiem Himmel mitten in der Natur.

Castro Laboreiro heißt die Region, die am nördlichsten Rand des rund 700 Quadratkilometer großen Nationalparks Peneda-Gerês liegt, der sich wie ein Hufeisen um den Stausee Alto-Lindoso





Ariane Heimbach und der Wallach Joy auf der Weide (o) und beim Ritt durchs Land (u. li.). Das Gästehaus aus Granitstein (u. re.)

schließt. Eine raue, dünn besiedelte Landschaft, in der noch Wildpferde, die Garranos, frei umherziehen und der iberische Wolf sein Revier hat. Die Täler sind bewachsen mit Eichen, Birken und Farnen. Sonnengelber Stechginster und violettes Heidekraut wuchern an den Hängen der uralten Berge, deren graue Granitfelsen wie Wächter am Horizont stehen.

Dort, wo der Park endet, auf einer Hochebene mitten im Niemandsland kurz vor der spanischen Grenze, haben Pedro und seine Frau Anabela mit ihren beiden Töchtern vor sechs Jahren ein kleines Paradies für Pferde errichtet. Es ist der Versuch, der Natur ein Stück Wildnis abzutrotzen, sie zu behüten und zu pflegen, ohne sie zu unterwerfen. Konkret heißt das: Die zwölf Pferde, die hier mit ihnen leben – ihr Stall liegt direkt unter der Wohnung der Familie –, bewegen sich fast genauso frei auf dem Gelände wie die zehn Hunde, die sie nachts vor den Attacken der Wölfe beschützen. Die Pferde sind nur im Winter nachts im Stall und immer mit ihren besten Freunden zusammen. Joy etwa geht nirgends ohne den weißen Hengst Roussin hin.

Pedro, ein kleiner, drahtiger Mann mit viel Humor, ist wahrscheinlich kein gewöhnlicher Reitlehrer. Er ist mit Pferden aufgewachsen, war als Junge Dressurreiter und brach später mit dieser Disziplin, weil er die Gewalt im Umgang mit den Tieren

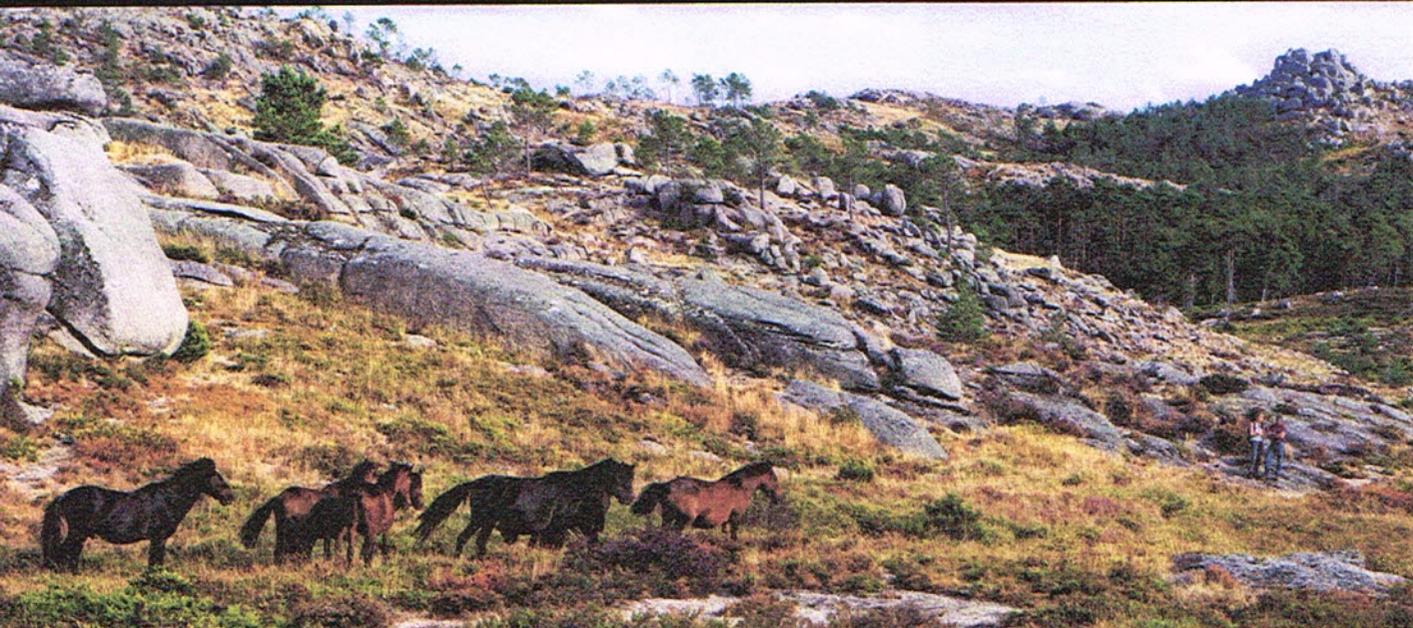
nicht länger ertrug. Heute hat Reiten für ihn nichts mehr mit Sport zu tun. „Es ist Ausdruck einer Beziehung, die auf Vertrauen und Respekt basiert. Ich pflege, füttere und beschütze das Pferd, und dafür gibt es mir etwas zurück“, sagt der 50-Jährige. Auch die mystische Überhöhung von Pferden sieht er skeptisch. Mit Spiritualität habe das alles nichts zu tun. „Reiten ist einfach. Man muss nur ein paar Regeln beachten: Ein Reiter muss führen, die Balance finden und sehr aufmerksam sein für das, was das Pferd bewegt. Schließlich kann es nicht sprechen.“ Mit diesem Ansatz hat er

schon einen „völlig verkopften“ Physik-Professor aus Lissabon zum Reitfan gemacht und eine 65-jährige Rentnerin aus Deutschland, die jahrelang nur in einer Halle ritt, weil sie sich nicht mehr raus traute, nachdem ein Pferd mit ihr einmal durchgebrannt war. Was vor allem deshalb passiert, erfahre ich, weil die Tiere in manchen Ställen stundenlang in einer Box stehen und dann vor lauter Jubelschlicht durchdrehen, wenn sie endlich an die Luft dürfen. Maximal fünf Teilnehmer können bei Pedro an seinem Anfängerkurs teilnehmen, weil nur so garantiert ist, dass jeder wirklich reiten lernt. Und alles findet draußen statt.

Wenn es regnet und die Erde aufgeschwemmt ist, entscheidet sich jeden Tag neu, ob der Reitkurs stattfindet. Ich bin in dieser Woche die einzige Teilnehmerin. Als die Fotografin und ich am

**»DENK DRAN:
DU BIST
DIE CHEFIN«,
SAGT MEIN
REITLEHRER,
DOCH JOY
HAUT EINFACH AB**





Die Wildpferde im Nationalpark Peneda-Gerês (o.). Reitlehrer Pedro mit seinem weißen Hengst am Fluss Castro Laboreiro (u.)

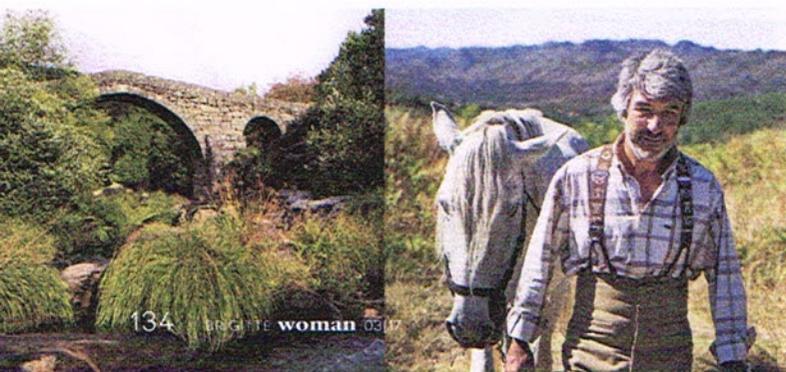
**PLÖTZLICH
SPÜRE ICH
NUR NOCH
DIE WÄRME
DES TIERES
UND LASSE
MICH WIEGEN –
WIR SIND IM
GLEICHGEWICHT**

Abend zuvor ankamen, war es schon dunkel. Nach zwei Stunden Autofahrt vom Flughafen in Porto erreichten wir das aus Granitsteinen gebaute Gästehaus, das in einem verlassenen Weiler in einer Talsenke unterhalb des Dorfes Castro Laboreiro liegt. Tiefe Finsternis und Stille umfingen das Haus. Ich schlief unruhig. Am nächsten Tag würde ich das erste Mal seit 35 Jahren auf einem Pferd sitzen. Dabei hatte ich lange Zeit gedacht: Nie wieder! Zu groß, zu wackelig, zu unberechenbar. Ich rutschte immer wieder halb vom Pferderücken. Es war so stupide, immer in der Runde zu reiten. Doch der Traum vom Reiten blieb. Einmal im Galopp auf einem Pferderücken durch

die Landschaft fliegen, furchtlos und lässig. Sich frei und unbegrenzt fühlen. Ob man das in einer Woche lernen kann?

„Und jetzt mach die Augen zu!“ Die Stimme von Pedro klingt amüsiert. Es ist heller Tag und dies ein bewährter Trick, das leuchtet mir sofort ein, wenn man wie ein Kartoffelsack im Sattel sitzt. Mit einem Treppchen habe ich es da hochgeschafft. Meine Finger umkrallen die Zügel, meine Stiefel pressen sich in die Steigbügel. Joy trottet im Kreis der Arena. Nach dem unruhigen Vormittag strahlt der Himmel nun im prächtigsten Blau. Und dann ist plötzlich alles schwarz, ich spüre nur noch die Wärme des Tieres und lasse mich wiegen. Es ist ein kurzer Moment, in dem das Pferd und ich im Gleichgewicht zu sein scheinen. Doch dabei vergesse ich, meine Füße gegen den Bauch des Tieres zu drücken. Ein leichter Stups reicht eigentlich schon, damit es sich in Bewegung setzt. Als ich die Augen wieder öffne, ist Joy stehen geblieben. Er senkt den Kopf, um zu grasen. Sein Hals bildet eine steile Linie nach unten. Ich ziehe kurz und kräftig am Zügel, drücke meinen Fuß in die Seite, schnalze mit der Zunge. Und tatsächlich hebt der Wallach wieder den Kopf und geht los.

Nach diesem ersten Erfolg will ich am liebsten gleich den Trab lernen und ausreiten. Doch das Wetter vereitelt für zwei Tage alle Reitpläne. Es gießt, und im Nu sackt das Thermometer auf 13 Grad herab. So kommt es, dass wir den nächsten Vormittag im Dorfcafé von Castro Laboreiro verträdeln, in dem es stets frische Croissants gibt, dazu den Milchkaffee Galão und kleine Blätterteigtörtchen. Treffpunkt für die wenigen Touristen, die in diese Gegend kommen, und die wenigen Einheimischen, die noch geblieben sind. „Die meisten gehen ▷



GUT ZU WISSEN

DEN VON UNS BESCHRIEBENEN REITURLAUB im Norden Portugals bietet der Naturreiseveranstalter Perlenfänger an. „Reiten lernen - wie es sich Pferde wünschen“ findet von April bis November statt, es sind maximal fünf Teilnehmer in der Gruppe. Sechs Kurstage 1438 Euro, Kinder unter 16 ab 1081 Euro, inkl. HP, ohne Flug (www.perlenfaenger.com, Tel. 041 52/908 14 14).

fort von hier“, erzählt eine alte Bäuerin mit Zahn-
lücken. Wie viele der älteren Frauen ist sie ganz in
Schwarz gekleidet. Nicht weil ihr Mann gestorben
ist, sondern weil er zum Arbeiten ins Ausland ge-
gangen ist. Manche Männer kehren nie zurück.

Als der Himmel wieder aufreißt, steigen wir in den olivgrünen Geländewagen von Pedro. Er will uns etwas zeigen. Wir fahren durch verlassene Dörfer, in denen die Häuser verfallen, hin und wieder kreuzt eine Hirtin mit Schafen die Straße. Nach einer Weile biegt der Pick-up auf einen steinigen Pfad ab und ächzt den Hügel hoch. Irgendwann geht es nur noch zu Fuß weiter, der Weg wird immer schmaler und steiler – und dann stehen wir am Eingang eines wunderschönen Hochtals. Ein von der Welt vergessener, geradezu mythischer Ort. Von Gletschern abgeschliffene Granitbrocken liegen wie graue Elefantenrücken am Rand. Der Boden, ein Teppich aus Farn und Büschen, ist übersät mit weiteren Felssteinen. „Wir nennen es das Tal der Wölfe“, sagt Pedro. Weil die Wölfe hier durchziehen, wenn sie auf der Suche nach Beute sind – den Garranos. Hufspuren in dem aufgeweichten Boden weisen darauf hin, dass die Wildpferde nicht weit sein können. Nach einer Stunde entdecken wir die Herde. Sieben Tiere, darunter zwei Fohlen, eine Stute ist schwanger. Wir nähern uns diagonal, mit abgewandter Schulter. Pedro läuft vor mir, ich mache alles nach. Plötzlich bückt er sich und rupft an Büschen, als würde er grasen. Schnell bücke ich mich auch – und fasse in Stechginster. Meine Hand zuckt zurück. Die Herde erschrickt und reagiert prompt, wie ein Schwarm aus synchronen Leibern

galoppiert sie davon. Es ist ein Moment, der demütig macht. Wir sind hier nur Zaungäste, und die Wildpferde machen uns das klar. Wieder frage ich mich, ob es anmaßend ist, sich auf ein Pferd zu setzen. Was gibt uns das Recht dazu?

Doch als ich zwei Tage später auf Joys Rücken das erste Mal in meinem Leben ausreite, mit derselben Selbstverständlichkeit wie es Jahrtausende vor mir Menschen gemacht haben, sind alle Zweifel fort. Wir reiten in einer Gruppe, Pedros Frau Anabela ist dabei, ihre Tochter und eine Freundin der Familie. Es geht über Hirtenwege und quer durch den Teppich aus Büschen. Der Wind, der auf der Hochebene ungebremst toben kann, fährt in die hellgrünen Ginstersträucher. Eine Weile ist nur der Sound der Hufe am Boden zu hören, plötzlich fällt Joy mit den anderen Pferden in den Trab – und ich bewege mich ganz einfach mit. „Sie tanzt, endlich!“, ruft Pedro begeistert, als mir der Groove des Trabs in den Körper fährt und ich vor lauter Erleichterung albern kichere. Ein Gefühl wie als Kind auf einer Wippschaukel, wenn sie gerade nach oben schnell, aber man weiß, dass einem nichts passieren wird. Völlige Hingabe, Getragenheit und zugleich Kontrolle, tatsächlich scheint das auf einmal möglich.

Nur den Galopp lerne ich auf dieser Reise nicht mehr. Er bleibt auch nach mehreren Versuchen in der umzäunten Arena eine mir unbegreifliche Choreografie aus Fußbewegungen und Schenkel-
druck. Einmal passiert es jedoch, dass ich unbewusst bei dem Wallach das Signal für den Galopp auslöse – und er rast los. Vor Schreck lasse ich die Zügel fallen und kralle mich an den Sattel, ich kann das Tier nicht mehr bremsen. Hilflos schreie ich: „Stopp!“ – bis Pedro eingreift. Hinterher schäme ich mich für meine Angst.

Erst viel später, als ich in Bergschuhen und mit dem Geruch von Pferden an den Jackenärmeln wieder am Flughafen von Porto sitze, fühle ich mich gelöst und ein bisschen wehmütig. Fassaden aus Glas und Beton versperren den Blick, der eben noch schweifen konnte in der Weite der Hochebene. Manche Orte entfalten ihren ganzen Zauber erst, wenn man sie verlassen hat. □

